

10. Todestag von Siegfried Lenz

## Das Zeitgemäße des Unzeitgemäßen

Von Jörg Magenau

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 06.10.2024

**Am 7. Oktober 2014 starb Siegfried Lenz. Zum 10. Todestag bringt sein Verlag Hoffmann & Campe einen Band mit unveröffentlichten Erzählungen, vor allem aus den 1950er Jahren. Auch die Werkausgabe kommt voran.**

„Siegfried Lenz ist ein anerkannter, ein gefeierter und berühmter Schriftsteller.“ So, gewohnt apodiktisch, äußerte sich einst der anerkannte, gefeierte und berühmte Kritiker Marcel Reich-Ranicki. Abschwächend fügte er hinzu, dass derlei hohe Attribute auch für viele andere deutsche Autoren gelten. Lenz aber sei nicht bloß anerkannt, gefeiert und berühmt, sondern darüber hinaus „ein höchst beliebter, vielleicht sogar geliebter Schriftsteller“. Möglicherweise, so vermutete Reich-Ranicki, den eine enge Freundschaft mit Lenz verband, liege das an dessen elementarer Lebensbejahung, an seiner Heiterkeit und warmen Menschenfreundlichkeit.

[O-Ton Marcel Reich-Ranicki:] „Er gehört zu jenen ganz seltenen Schriftstellern, die auch hoch anständige Menschen sind, die nichts Schlechtes über andere reden. Das ist ungewöhnlich.“

### Kein Oberkellner der Aktualität

In der Tat war Siegfried Lenz ein Freundlichkeitsgenie und ein Virtuose der Bescheidenheit. Mit leiser, fast flüsternder Stimme säuselte er seine Liebenswürdigkeiten. All seine Romane und Erzählungen, seine Hörspiele, Essays und Interviews sind von menscheitsbejahender Freundlichkeit grundiert.

Nun wird aber Freundlichkeit sehr oft mit Harmlosigkeit verwechselt. Das führte dazu, dass Lenz von der Kritik immer ein wenig von oben herab behandelt wurde, als unterhaltsamer aber recht konventioneller Erzähler. Je älter er wurde, umso häufiger sah er sich darüber

Siegfried Lenz

### Dringende Durchsage. Erzählungen

Hrsg. von Maren Ermisch

Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg

192 Seiten, 25 Euro

### Arnes Nachlass

Hamburger Ausgabe, Band 14

Hrsg. von Maren Ermisch

Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg

344 Seiten, 60 Euro

### Rundfunkstücke, Band 1-3

Hamburger Ausgabe, Band 23

Hrsg. von Hans-Ulrich Wagner

Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg

2.736 Seiten, 180 Euro

hinaus mit dem Vorwurf konfrontiert, seine Literatur sei „unzeitgemäß“. Und das war noch das freundlichere Wort. Andere sagten auch: altmodisch. Oder: aus der Zeit gefallen. Das sah Lenz selbst genauso. Auf der Höhe der Zeit, sagte er einmal, komme er sich vor wie ein „Oberkellner der Aktualität“, der in einer Suppenschüssel frisch aufbereitete modische Prinzipien serviert. Im Mai 1996 schrieb er an den befreundeten Autor Roberto Schopflocher:

„Es ficht mich nicht an, dass ein paar Wissende hierzulande mir stilistische Unzeitgemäßheit attestieren – zwar reich im Ausdruck, doch eben unzeitgemäß.“

Um derlei Kritik zu entkräften, machte er sich den Vorwurf zu eigen, indem er Unzeitgemäßheit selbstbewusst als den Ort definierte, den es fruchtbar zu machen galt.

„Nur für mich habe ich festgestellt, dass es auch einen Vorteil darstellen kann, unzeitgemäß zu sein: Gegenwart lässt sich gelassener wahrnehmen und definieren.“

Die beiden Briefzitate sind im Anhang zu Lenz' vorletztem Roman „Arnes Nachlass“ aus dem Jahr 1999 zu finden, der jetzt im Rahmen der von Günter Berg, Heinrich Detering und Maren Ermisch herausgegebenen „Hamburger Ausgabe der Werke“ mit umfangreichem Kommentarteil und Bonusmaterial versehen worden ist. An ihm und an einem Band mit bisher unveröffentlichten oder nur an entlegenen Orten publizierten Erzählungen aus den 1950er Jahren sowie den im Dezember als Band 23 der Werkausgabe angekündigten „Rundfunkstücken“ lässt sich jetzt überprüfen, wie zeitgemäß der erklärtermaßen Unzeitgemäße zehn Jahre nach seinem Tod tatsächlich ist.

### **Aus dem Nachlass**

Es ist ja immer wieder frappierend, wie rasch auch die berühmtesten, anerkanntesten und zu Lebzeiten gefeiertsten Schriftstellerinnen und Schriftsteller nach ihrem Ableben ins Vergessen versinken. Der Hoffmann & Campe Verlag, dem Lenz sein ganzes Autorenleben lang verbunden war, tut alles, um diesem drohenden Vergessen entgegenzuwirken, indem er neben der opulenten, sukzessive voranschreitenden Werkausgabe immer wieder Unveröffentlichtes präsentiert.

„Sie beauftragten mich, Arnes Nachlass einzupacken. Einen ganzen Monat ließen sie verstreichen – einen Monat der Ratlosigkeit und der verzweifelten Hoffnung –, bis sie mich an einem Abend fragten, ob es nicht doch an der Zeit sei, seinen Nachlass einzusammeln und zu verstauen, und so, wie meine Eltern das fragten, musste ich es als Auftrag verstehen. Ich versprach nichts; schweigend aß ich mein Abendbrot zu Ende, rauchte zum letzten Glas Bier eine Zigarette, dann stieg ich hinauf in mein Zimmer, das ich so lange mit Arne geteilt hatte, setzte mich auf seinen Hocker und brauchte eine Weile, ehe ich mich entschloss, sein ramponiertes Köfferchen vom benachbarten Boden zu holen und den Karton, den er damals mitbrachte.“

Mit diesen gedrechselten Zeilen beginnt „Arnes Nachlass“. Der Ich-Erzähler Hans, etwa achtzehn Jahre alt, trägt seine Geschichte in einem gediegenen Ton vor, bei dem auch Lenz klar gewesen sein dürfte, dass Jugendliche in den 1990er Jahren, in denen der Roman spielt, so nicht gesprochen haben. Auch Hans' kluge Besonnenheit, seine geduldige Weisheit, sein väterlicher Altruismus passen eher zu dem damals 75-jährigen Autor als zu seinem jungen Erzähler. Dem Realisten Lenz ging es also nicht um die realistische

Abbildung juveniler Sprechweisen – was bestimmt peinlich ausgefallen wäre. Vielmehr wollte er seinem Erzähler eine zeitlose Sprache zur Verfügung stellen, die die Ereignisse mit Gleichmut in sich aufzunehmen vermag wie das Wasser der Elbe, an deren Ufer in einer Hamburger Abwrackwerft die Geschichte angesiedelt ist.

### **Die Abwrackwerft als Handlungsort**

Das ist wichtig, denn eine Abwrackwerft, in der Schiffe zerlegt und verschrottet werden, bietet als melancholischer Handlungsort ein ganz besonderes Ambiente.

Interessant, dass sich unter Lenz' Arbeiten für den Rundfunk auch eine Reportage über eine Hamburger Abwrackwerft befindet. Schon 1964 besichtigte er den Ort, an dem mehr als drei Jahrzehnte später der Roman „Arnes Nachlass“ spielen sollte. „Die allerletzte Reise oder: Schlachthof für Schiffe“ nannte Lenz diese Reportage, wehrte sich aber gegen die Todesmetaphorik und die Melancholie der Vergänglichkeit, die darin liegt, dass mit den Schiffen und all den Dingen an Bord auch die dazu gehörenden Geschichten verlorengehen. Als überzeugter Sozialdemokrat blickte er vor allem auf die Arbeit, die in einer Abwrackwerft geleistet wird:

[O-Ton Siegfried Lenz]: „Nein, es war keine Stätte der Melancholie, es war kein Friedhofshimmel, der sich über dieser Werft spannte. Die rasselnde Fahrt des Krans, der Fall der Hämmer, der Funkenregen der Schweißbrenner, die auffordernden Rufe und Signale, die ein- und ausfahrenden Lastwagen, der Karbidgeruch, die bunten Plastikhelme: dies alles gehörte zum Panorama einer selbstzufriedenen Arbeitswelt. Der Weg von den stolzen Werften hierher, von den Hellingen des Anfangs zu der grauen Pier des Vergessens, ist ein üblicher, ein selbstverständlicher Weg, der niemand befremdet. Schließlich gibt es für alles einen Hafen ohne Wiederkehr – und warum sollte es ihn nicht auch für Schiffe geben?“

In „Arnes Nachlass“ beginnt der Erzähler Hans damit, Arnes Hinterlassenschaften wegzupacken. Zu jedem Gegenstand, einer Wolledecke, einem Nachtglas, einem Zirkel, fällt ihm etwas ein, und so entrollt sich das Geschehen in einzelnen Episoden. Arne ist verschwunden, vermisst, womöglich tot. Die Unwissenheit darüber macht den Spannungsbogen des Romans aus. Was man dagegen sofort erfährt, ist die Vorgeschichte: Arne kam mit 12 Jahren als Waise in Hans' Familie, nachdem sein Vater nicht nur sich, sondern auch Frau und Kinder umgebracht hat. Nur Arne hat die Tragödie überlebt. Verständlich, dass er schweigsam ist, in sich gekehrt, traumatisiert: ein hochbegabter Sonderling, der in der Schule und auch bei Hans jüngerem Bruder und dessen Schwester vergeblich um Anerkennung und Aufnahme in deren Clique wirbt.

### **Unzeitgemäßer Einzelgänger**

Dass Lenz diesen Arne, der nichts Böses zu kennen scheint, als einen „Unzeitgemäßen“ angelegt hat, geht aus dem allerersten, nach wenigen Seiten abgebrochenen Romanentwurf hervor, der im Anhang nachzulesen ist. Da ist nicht Hans, sondern Arne selbst der Erzähler, Jahre nach den Ereignissen. Aus Arne ist ein Übersetzer, aus Hans ein Journalist geworden. Arne, der sich in die Elbe stürzte, um sich das Leben zu nehmen, gilt für tot. Er wurde aber gerettet und liest nun in der Zeitung den von Hans verfassten Nachruf auf sich.

„Einmal nennt er mich einen unzeitgemäßen Einzelgänger, womit er wohl nichts anderes meint, als dass ich nicht in diese Gegenwart gehöre mit ihren Mustern und Idealen, vielleicht meint er auch, dass Leute wie ich sich überlebt hätten und nur noch neben der Zeit existierten, – rührende Zeugen vergangener längst abgelegter Haltungen.“

Es scheint so, als hätte Lenz seine Vorliebe für Unzeitgemäßheit auf seine Figur übertragen. Womöglich sind ihm die Kritiker, die „Arnes Nachlass“ nahezu unisono altbacken und betulich fanden, auf den Leim gegangen. Im Anhang werden all diese Verrisse dankenswerterweise zitiert. Auch Harald Jähner schlug in der „Berliner Zeitung“ in diese Kerbe, als er meinte, die Figuren seien einem „Jugendbuch aus den Fünffzigern entlehnt“ und Lenz zu einem Autor für „Lehrer, Apotheker und Amtsrichter“ geworden. In einer eleganten Volte kommt Jähner dann aber zu einer überraschenden Einsicht:

„Statt als nostalgische Verklärung kann man Lenz' Buch auch als ‚Verkenntlichmachung‘ lesen, als Reduktion der Jugend auf den harten Kern hinter der Kommunikationsfassade, die der Popmarkt beständig neu ausstaffiert. Jugendliche Leser werden ihren Szenejargon zuallerletzt vermissen, gut möglich, dass sie sich in diesem Buch wohltuend ernst genommen sehen. Nicht ohne Grund kommt es häufig zum Pakt der Großeltern mit den Enkeln. Gemeinsam wären sie stark – gegen den amtierenden Zeitgeist.“

Das Argument zählt fünfundzwanzig Jahre nach der Erstveröffentlichung von „Arnes Nachlass“ erst recht. Heute ist es nicht mehr nötig, Gegenwartsbezüge und Sprechweisen zu überprüfen oder sich daran zu stören, dass in einem sprachlich zeitlosen Prosastück plötzlich die Backstreet Boys vorkommen. Stattdessen lässt sich der Roman als gelungene Hinwendung auf grundsätzliche Probleme lesen: auf die Frage von Zugehörigkeit und Außenseitertum, die seither nichts an Aktualität eingebüßt hat, ganz im Gegenteil, und die womöglich gerade dann an Dringlichkeit gewinnt, wenn sie nicht in einem modischen Jargon, sondern in nahezu klassischem Duktus vorgetragen wird. Die Haltbarkeit eines literarischen Textes zeigt sich womöglich darin, dass er – wie der Mythos – sich zwar auf seine konkrete Zeit bezieht und auf Gegenwartsfragen antwortet, sie aber zugleich überschreitet und sich auch sprachlich zu entziehen vermag.

### **Frühe literarische Versuche**

Ganz anders stellt sich die Ausgangslage in den ersten literarischen Versuchen von Lenz dar, die Herausgeberin Maren Ermisch unter dem Titel „Dringende Durchsage“ vorlegt. Er enthält vor allem Texte aus den frühen fünfziger Jahren, in denen der junge Lenz als Feuilletonredakteur der Hamburger „Welt“ journalistische Erfahrungen sammelte. Nebenbei brachte er kleine Erzählungen unter und schrieb auch fürs Radio, nicht zuletzt deshalb, weil sich dort gutes Geld verdienen ließ. Lenz war ein akribischer Arbeiter. Er ist der Prototyp eines bundesdeutschen Autors der Nachkriegszeit, in der die Literatur ohne den Rundfunk und dessen mäzenatische Funktion nicht denkbar ist. Die Arbeiten fürs Radio machen deshalb einen erheblichen Teil seines Schaffens aus und füllen drei dicke Bände der Werkausgabe, die im Dezember erschienen werden. Einiges blieb aber auch liegen und verstaubte in Mappen. Es war, wie die Lektüre nun zeigt, nicht unbedingt schade darum. Und doch ist es hochinteressant, Lenz, der noch nicht Lenz ist, auf dem Weg zu sich selbst und bei der Suche nach einer eigenen literarischen Sprache zu beobachten.

Diese Etüden klingen nach allem, aber nicht nach Lenz. Die Sätze sind kurz, geradezu karg, ganz im Stil der nüchternen Kahlschlagsliteratur der Nachkriegszeit. Die Geschichten handeln von Kriegsheimkehrern oder von Leuten, die sich mit ihrem Wissen um Kriegsverbrechen gegenseitig zu erpressen suchen. Weniger Hemingway, den Lenz später als sein Vorbild bezeichnete, als der Einfluss des damals in Mode geratenden Kafka lässt sich erahnen; so etwa in der Erzählung „An der Deichsel“, in der ein Ich-Erzähler namens Riemke sich als ein vor einen Wagen gespanntes Pferd vorfindet.

„Jedes Mal, wenn Riemke sich verständnislos umblickte, surrte die Peitsche über seinen Rücken, und die kleinen, harten Knoten der Lederschnur knallten gegen sein Genick. Allmählich sprang dabei die Haut auf, und an einigen Stellen trat Blut heraus und verkrustete. Es hatte ihm völlig die Sprache verschlagen, als er sich plötzlich neben einem Pferd befand, aufgezäumt und vor den Wagen einer Wäscherei gespannt. (...) Riemke trottete stumm neben dem Pferd her, demutsvoll und halb ohnmächtig, und von Zeit zu Zeit wandte er flehend den Kopf, um dem Kutscher begreiflich zu machen, dass er kein Pferd und sein Platz ein anderer sei als ausgerechnet vor dem Lieferwagen einer Wäscherei. Aber jedes Mal zuckte die Peitschenschnur wohlberechnet nach vorn, und Riemkes Gehirn registrierte einen neuen Schmerz.“

So wie der als Ungeziefer erwachende Gregor Samsa in Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“ begreift auch Riemke nicht, wie er in diese seltsame Lage geriet. Er hält es für einen Irrtum, der sich rasch aufklären wird. Parabelhaft zeigt Lenz, was geschieht, wenn ein Mensch in eine Rolle gerät, die ihm nicht entspricht. Dass er darin auch ein politisches Lehrstück sah, macht der letzte Satz dieser nur vier Seiten umfassenden Szene deutlich. Nachdem der bewusstlose Riemke in den Stall gezerrt und dort an einem Balken festgebunden wurde, heißt es überraschenderweise:

„Am nächsten Tag wurde Riemke Mitglied der Partei.“

### **Wie Radikalität entsteht**

Der gutgemeinte Versuch, die kleine Geschichte zu einem Lehrstück über die NS-Zeit zu machen, bürdet ihr zu viel auf. Ein guter Lektor hätte den Satzfuss gestrichen, weil er den offenen Bedeutungsraum willkürlich verengt. Diesen Fehler hat Lenz später nicht mehr gemacht. Ein Musterbeispiel dafür ist die Erzählung „Wie Radikalität entsteht“, die er für einen Sammelband zum 70. Geburtstag seines Freundes Helmut Schmidt im Jahr 1988 beisteuerte.

Minutiös schildert Lenz den Verlauf einer Podiumsdiskussion zum Thema „Ist die Nordsee gefährdet?“ in einer norddeutschen Hafenstadt. Ein besorgter Meereskundler, ein alarmierter Fischereibiologe, ein nach allen Seiten verständnisvoller Regierungsvertreter und ein gekonnt abwägender Sprecher der Industrie debattieren über Folgeschäden der Verklappung von Dünnsäure. Auf schreckliche Lichtbilder verkrüppelter Fische reagiert der Mann der Industrie mit den bewährten Argumenten. Er verweist auf die außerordentliche Regenerationsfähigkeit des Meeres, sagt, dass es keine gesicherten wissenschaftlichen Beweise gebe und außerdem: die Arbeitsplätze. Man müsse sich doch klar machen, was Werksschließungen für die Betroffenen zu bedeuten hätten. Damit ruft er heftige Proteste junger Leute im Saal hervor, was wiederum den Regierungsvertreter nicht wundert.

„Nach einem Seufzer stellt er fest: wer alles auf einmal verlangt, gefährdet mehr, als er für möglich hält. Er bittet, sich daran zu erinnern, von welchen Bedingungen unser Sozialsystem abhängt; er bittet, nicht zu vergessen, dass die hochindustrialisierte Bundesrepublik ein Exportland ist. Wieviel wir unseren Ausfuhren verdanken, kann sich jeder ausrechnen. Wir stecken in einem empfindlichen Gefüge, das extreme Maßnahmen nicht verträgt.“

### **Sich das Unmögliche bestätigen lassen**

Die jungen Leute ziehen daraufhin zum Hafen, wo es zu einer Rangelei mit der Besatzung des Verklappungsschiffes kommt, und schließlich weiter zur nahegelegenen Fabrik. Unter den Protestierern ist auch die Tochter des Fabrikdirektors, die der Gruppe Zugang zum Werk verschafft. Dort kommt es zu einem tragischen Unfall der Tochter, die eine Leiter hinunterstürzt, was ihren Vater herbeiruft. Er verweist darauf, dass er dem Gespräch mit ihr doch nie ausgewichen sei. Darauf die Tochter, unversöhnlich:

„Sie ist vorbei, die Zeit der Gespräche. Jetzt müssen wir uns selber wehren. Du weißt, dass es keine Gemeinsamkeiten mehr gibt. Da ihr nur darauf aus seid weiterzumachen, könnt ihr darauf gefasst sein, dass auch wir weitermachen werden.“

Die Erzählung liest sich wie ein Manifest der „Letzten Generation“ oder „Fridays for Future.“ Man muss nur Dünnsäure durch CO<sup>2</sup> ersetzen, die auftretenden Typen und die Argumentationsmuster haben sich nicht verändert und auch nicht, dass es sich um einen Generationskonflikt handelt. Lenz schildert das Geschehen mit der Nüchternheit eines Protokollanten. Das entspricht seinem Naturell. An seiner Sympathie für die Protestierer kann es dennoch keinen Zweifel geben. Seinem Freund Helmut Schmidt gab er damit auf subtile Weise eine Antwort auf die Frage, wie der berechtigte Protest der Jugend in Radikalität umschlägt. Wer sich wie der Regierungsvertreter in dieser Erzählung nur ins Mögliche fügt, über den wird die Geschichte hinweggehen. Oder, wie Lenz es an anderer Stelle einmal in Anlehnung an Che Guevara formuliert hatte:

„Man schreibt und erzählt ja auch deshalb, um sich das Unmögliche bestätigen zu lassen.“

Das ist ein bescheidenes Credo, das zur Bescheidenheit von Siegfried Lenz passt. Als Unzeitgemäßer war er nie ein Verfechter klirrender revolutionärer Thesen. Als Menschenfreund setzte er aufs Machbare. Er erzählte seine Geschichten, die das Unmögliche leise anklingen lassen. Davon kann es nie genug geben.